

Martina Löw:

Eigenlogik und Profilierung.

Wie performen Städte im Zeitalter der „Glokalisierung“?

Vortrag am 8. Mai 2019 im historischen Sitzungssaal des Marburger Rathauses zum Start der Themengruppe „Marburg erfinden“ im Rahmen der Jubiläumsplanungen „Marburg800“

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Spies, sehr geehrte Damen und Herren,

vielen Dank für die Einladung und die Ehre, als erste im Rahmen der Reihe „Marburg erfinden“ zur Vorbereitung des 800jährigen Stadtjubiläums sprechen zu dürfen.

„Jede Stadt ist ein Seelenzustand“, das lässt Georges Rodenbach seinen Protagonisten Hugo Viane im Roman „Das tote Brügge“ (2004, orig. 1904, S. 56) sagen. Nach dem Tod seiner Frau erträgt Viane die Stadt der gemeinsamen Liebe nicht länger und sucht einen Ort, der dem Witwerstand entspricht. Mit Brügge findet er eine neue Heimat, die in Schweigen und Schwermut ihm ähnlich zu sein scheint. „Dieses schmerzreiche Brügge war seine Schwester“ (ebda.) schreibt er. „Gegenseitiges Durchdringen von Seele und Dingen! Wir dringen in sie ein, wie sie in uns“ (ebda.). Was Rodenbach hier 1904 zu beschreiben sucht, dass nämlich – wie er sagt – der Zustand der Stadt mit dem Betreten derselben in uns einwirkt, die Person erfasst und beeinflusst, gehört heute nicht mehr zu den selbstverständlichen Welterklärungen. Wohl aber haben wir uns daran gewöhnt, dass wir Personen ohne langes Nachdenken über die Städte, aus denen sie kommen, charakterisieren. Oft stellen sich z. B. Personen in Gruppen nicht nur mit ihrem Namen, sondern auch mit der Stadt, aus der sie kommen, vor. „Ich bin die Karin, ich komme aus Marburg.“ „Ich bin die Claudia und lebe in Gießen.“

Städten werden unterschiedliche Qualitäten zugeschrieben. Gibt man z.B. bei Google „Vergleich Gießen – Marburg“ ein, dann landet man schnell auf der Plattform „Studies online“¹. Hier liest man dann folgendes: Maverick84 fragt, ob man eher in Marburg oder Gießen studieren sollte. Upsala antwortet: „marburg ist hübscher, gie-

¹ Siehe zu den folgenden Zitaten aus dem chat: <https://www.studis-online.de/Fragen-Brett/read.php?3,1032545>

ßen liegt besser (autobahn o.ä.). marburg ist kleiner, gießen ist größer. beides studiestädte. wer will, kann in beiden glücklich werden.“

Sofort reagiert Berliner3434343: „Also ich hab in beiden staedten gewohnt und kann dir wirklich nur Marburg empfehlen....giessen ist haesslich... hat kein gesicht (...)
marburg... sehr schoene stadt...“

Das Thema der Schönheit von Marburg zieht sich durch diesen Chat und durch viele weitere Marburg-Texte. Karin sehen wir also in einer schönen Stadt, wenn sie sich vorstellt; Claudia in einer Stadt, die als hässlich beschrieben wird. Räume sind keine neutralen Hüllen, sie wirken auf Menschen und Objekte zurück. Wahrscheinlich stellen wir uns also Karin in der „schönen“ Stadt auch attraktiver vor als Claudia.

Komplexer wird es noch, wenn wir unseren Lebenslauf beruflichen Unterlagen beilegen sollen.

Wenn Sie z.B. lesen „geboren 1965 in Passau, Studium an der Universität München und an der TU Berlin“, dann nutzen wir drei Formate, um uns von der vorgestellten Person ein Bild zu machen: Zeit, Raum und Institution. Alter und Dauer, z.B. des Studiums, sind wichtige Quellen zur Interpretation der Persönlichkeit, der Ruf der Hochschulen, die besucht wurden, ebenso. Aber auch die Orte erzählen uns eine Geschichte. In dem Fall wäre die Erzählung wie folgt: Aufwachsen in der bayrischen Provinz, Wechsel in die bayrische Hauptstadt, größtmöglicher Autonomiebeweis in Deutschland durch freiwilligen Umzug zum preußischen Konkurrenten Berlin. Wir hätten ein anderes Bild dieser Person, wäre sie von Passau nach Nürnberg gegangen und dort geblieben oder wäre sie von Passau aus nach Hamburg und dann nach Marburg gegangen.

Mit anderen Worten: Es gehört zu den kulturellen Selbstverständlichkeiten, dass wir die Persönlichkeit eines anderen über die Vergesellschaftung durch Orte zu entschlüsseln versuchen. Wir nehmen an, dass wir dorthin ziehen, wo der Ort zu unserer Person passt, bzw. umgekehrt auch der Ort auf Dauer uns als Personen beeinflusst. Selbstverständlich kalkulieren wir ein, dass nicht jeder Wechsel freiwillig erfolgt, aber wenn man bleibt, wird man sich dem Einfluss der Stadt nur schlecht entziehen können. Wer in Basel lebt, der/die ist anderen Einflüssen ausgesetzt als in Genf oder in Zürich. Wer in Marburg lebt, die/der wird über andere Kontexte sozialisiert, als Freundinnen in Kassel oder in Frankfurt.

Das gilt im Übrigen auch für die Produktion von Wissenschaft. Georg Simmels Werk ist tief von seinen Berliner Erfahrungen durchzogen, New York ist nicht zufällig zur

Modellstadt für das Theorieprogramm der World- und Global City-Forschung geworden, wohingegen Los Angeles für die postmoderne Forschung steht. Und die interessante wissenssoziologische Frage, inwieweit die Programme der politikwissenschaftlichen „Marburger Schule“ und die „Marburger Schule“ des Neukantianismus sich mit Marburg nicht nur personell, sondern konzeptionell verbandeln (also in dieser Form nur hier entstehen konnte), ist längst nicht beantwortet. Möglicherweise unterhalten Stadt- und Theoriegestalten eine ausnehmend intime Beziehung (Berking/Löw 2005). Für die Literatur scheint das auch zu gelten: Thomas Mann z.B. hat in seinem Vortrag „Lübeck als geistige Lebensform“ (1960, orig. 1926) darauf bestanden, dass Lübeck zu einer persönlichen Lebensform, -stimmung und -haltung geführt habe, die nicht nur sein Werk „Buddenbrooks“, sondern alle seine Bücher beeinflusst hätte.

Ich kann Ihnen im Folgenden keine Studie zur Eigenlogik von Marburg präsentieren. Die gibt es schlicht noch nicht. Ich kann Ihnen aber einige Ergebnisse von Eigenlogikstudien vorstellen (zum Konzept: Löw 2008). Meine Ziele mit diesem Vortrag sind es:

- Dafür zu sensibilisieren, dass das Zukunftsprogramm „Marburg erfinden“ dann besonders sinnvoll ist, wenn hierbei auch die Routinen und gewohnten Welt-sichten in der Stadt kritisch betrachtet werden. Es gibt produktive und hemmende Routinen. Was will man erhalten? Was soll sich verändern?
- Dabei zu unterstützen, neue Fragen an Marburg stellen zu können.
- Wege aufzuzeigen, das Gemeinsame an Marburg zu erkunden.

Ich beginne mit ein paar grundsätzlichen Überlegungen, werde dann konkret einige Ergebnissen aus Studien zur Eigenlogik von Städten präsentieren und bemühe mich, wo immer es möglich ist, auch Resultate von anderen Untersuchungen zu Marburg einzubeziehen.

Also zunächst grundsätzlich: Warum ist die Auseinandersetzung mit Eigenlogik wichtig und was ist mit Eigenlogik gemeint?

Wir leben in einer globalisierten Welt. Unter Bedingungen weltweiter technischer, wirtschaftlicher und kultureller Vernetzung ist es umso wichtiger, den Blick dorthin zu richten, wo Menschen noch die Erfahrung von kultureller Spezifik machen können. Städte sind die Orte, an denen auch diejenigen zu Identitäten finden, denen Natio-

nalstaaten fremd geworden sind, nach dem Motto eines jungen Türken in Deutschland: „Deutscher bin ich nicht, aber Mannheimer“ (Stadtforschungsschwerpunkt der Technischen Universität Darmstadt 2012). Städte spielen in der räumlichen Konstellation von Ort, Region, Staat, supranationalem Verbänden wie Europa und Weltgesellschaft eine eigene Rolle: Sie vermitteln die Erfahrung, an einem spezifischen Ort zu sein. Sie erleichtern Einmischung und Partizipation aufgrund der räumlich-sozialen Überschaubarkeit. Sie lassen Gefühle von Zugehörigkeit wachsen. Sie wandeln damit Globalisierung in Glokalisierung (Verknüpfung von global und lokal). Für Stadtentwicklungspolitik und -planung ist es nicht so einfach, wie man vielleicht denken mag, die Bedeutung von Städten als Sinnstifter in einer globalisierten Welt weiter auszubauen oder nur zu erhalten. Vielerorts werden mit mehr oder weniger Erfolg Geschichten erzählt, erfunden, entdeckt: Hierzu werden Schlösser und Fachwerkhäuser neu aufgebaut, Trachten wieder eingeführt, regionale Speisen aufgespürt. Doch dieses Politikformat ist nur in wenigen Feldern anwendbar, häufig unglaubwürdig und vor allem selbst homogenisierend (wenn alle es machen, dann schafft es nichts Eigenes).

Daher schlage ich vor, bei „Marburg erfinden“ auf jeden Fall auch an den Erfahrungen der Bewohner/-innen heute anzuknüpfen, denn die wissen – ganz praktisch –, dass und wie z.B. Marburg, Gießen und Kassel sich unterscheiden und dass das jeweils Eigene kein Marketingprodukt ist. Man kann es Stadtkultur nennen, wenn man zugleich akzeptiert, dass Kultur nicht nur die Riten und Gebräuche meint, sondern auch die Dingwelt erfasst: die Art, wie eine Stadt gebaut ist. Mehr noch, die Wissensbestände, die in einer Stadt Gültigkeit haben, gehören zum Kernbestand einer Kultur: Welche Motive treiben Politik an? Was wird in einer Stadt zum Problem? Was gilt gemeinhin als Erfolg?

Wir haben in einem interdisziplinären Forschungsteam den Begriff der „Eigenlogik der Städte“ als eine Heuristik eingeführt, welche uns – besser als es der weite Kulturbegriff allein vermag – helfen soll, wiederkehrende Praktiken/Reproduktionsmodi in Städten erkennen und destillieren zu können (Berking/Löw 2005 und 2008; Löw 2008). Wir sprechen von „Eigenlogik“ nicht im Sinne einer Eigenschaft einer Stadt, die man finden, festhalten und pflegen kann, sondern wir gehen davon aus, dass „Eigenlogik“ eine Perspektive darstellt, die in Politik, Planung und Wissenschaft ergiebig ist um zu begreifen, wie erstens Städte unser Leben auf spezifische Weise formen, d. h. unsere Werte, unsere Praktiken, unsere Wissensbestände und unsere

Gefühle beeinflussen (Frank u.a. 2014). Wir nehmen zweitens an, dass „Eigenlogik“ uns hilft, passgerechte Strategien in und für die jeweiligen Städte zu entwickeln. Wie viele Städte sind daran gescheitert, dass nun auch sie versuchen, durch ein neues Museum, durch Probenräume für Kulturschaffende oder durch Flussuferbebauung scheinbar global akzeptierte Lösungen für städtische Problemlagen anzuwenden? Die Ursachen dafür, dass ein anderenorts erfolgreich implementiertes Modell nicht übertragbar ist, können auf sehr verschiedenen Ebenen liegen: Die politische Kultur variiert, die Netzwerke (z.B. zu vor Ort viel gefragten Architekten) unterscheiden sich, Geschmacksurteile sind verschieden, das bestehende bauliche Ensemble verlangt nach anderen Interventionen, die vor Ort eingespielten Gewohnheiten unterscheiden sich usw.

Ich gebe Ihnen ein paar Beispiele: Was wird in einer Stadt zum Problem? Das kann sich deutlich unterscheiden. Ökologische Fragen z.B. scheinen allgemeine Herausforderungen zu sein. Sie werden aber in Städten verschieden und auch unterschiedlich intensiv aufgegriffen.

Wir haben z.B. Frankfurt/M. und Dortmund vergleichend untersucht (siehe Frank u.a. 2014). Vergleicht man, wie auf Probleme (z.B. viel Verkehr) in den zwei mittelgroßen deutschen Städten ähnlicher ökonomischer Ausgangsposition reagiert wird, dann trifft man in der einen Stadt (Frankfurt/M.) reflexhaft auf die Diskursivierung des Problems als „Gelegenheit“, um Handlungsstärken zu demonstrieren. Dagegen vergewissert man sich in der anderen Stadt (Dortmund) angesichts des gleichen Problems routinemäßig, dass „man Problemen besser stoisch begegnet, weil eine Fixierung auf endgültige Lösungen nur in tendenziell ergebnislose Anstrengungen führt“ (Großmann 2014, S. 67). Frankfurt/M. und Dortmund unterscheiden sich in den Problemlösungsstrategien, in den Zeitorientierungen sowie z.B. auch in den emotionalen Strukturen systematisch.

Auch die Frage, wie oft wird eine Stadt in Literatur (hier untersucht an Kriminalliteratur über die Stadt) oder Zeitungen beim Namen genannt, d.h. nicht einfach von „der Stadt“ oder „hier“ gesprochen wird, sondern stolz oder das Selbstbewusstsein beschwörend der Name ausgesprochen wird, verweist auf Differenzen. Bei dem Vergleich von Frankfurt und Dortmund fallen die Unterschiede bereits auf der statistischen Ebene auf: In den Stadtkrimis zu Dortmund taucht der Name „Dortmund“ hochgerechnet auf eine Million Wörter 108 Mal auf, der Name „Frankfurt“ dagegen

gleich 285 mal. Namen stiften Sinn: Jemand oder etwas wird beim Namen genannt. Auch die Medienanalyse führt zu dem gleichen Ergebnis: „In Dortmund fällt der Name der eigenen Stadt selten (..) in Frankfurt insbesondere in den Romanen (...) sehr häufig“ (Griem/Gehring 2014, S. 336). Eine mögliche Deutung dieses Befundes ist es: In Frankfurt wird mit der Benennung eine Hinwendung zur Stadt aktiver und intensiver genutzt. Die Stadt wird zum Subjekt; sie bleibt nicht nur ein Kontext der Lebensbedingungen. Hierzu passt auch, dass in Frankfurt die städtischen Bewohner/-innen gerne als „Bürger und Bürgerinnen“ bezeichnet werden. Dies geschieht in Reden von Politikern, in Zeitungsartikeln, in offiziellen Dokumenten, so beschreibt es der Politikwissenschaftler Marlon Barbehön (2014, S. 213). In Dortmund tauchen die Anrede „Bürger“ oder auch Begriffe wie „Stadtgesellschaft“ eher selten auf.

Die Perspektive der Eigenlogik lässt sich auch an einer Studie, die wir im Auftrag der Stadt Mannheim durchgeführt haben, verdeutlichen (Stadtforschungsschwerpunkt der TU Darmstadt 2012). Die Frage nach der vor Ort selbstverständlich eingespielten Praxis lässt sich in Mannheim zuspitzen auf die Frage, warum eine Stadt mit derart vielen Potentialen so wenig Aufmerksamkeit auf sich zu richten vermag. Die Antwort ist vielschichtig und berührt zwei grundsätzliche Leitmotive in der Stadt: Mannheim ist eine offene Stadt, die bereitwillig Fremde und Gäste integriert. Mannheim ist aber auch die Stadt, in der man unter Stolz versteht, entdeckt zu werden.

Die historische Analyse zeigt, dass Mannheim ein Selbstverständnis entwickelt hat, Herausforderungen „aus eigener Kraft“ begegnen zu können und den Aufstieg „aus eigener Kraft“ erreicht zu haben, gerade weil seine Geschichte von radikalen Brüchen und Wechseln geprägt war. Seit 1907 ist der Anspruch und das Selbstbild der eigenen Kraft eine stereotype Akzentuierung, die Anlass für städtisches Selbstbewusstsein gibt. Hierin artikuliert sich ganz wesentlich die Mannheimer Eigenlogik. Der Appell, sich auf die eigene (gemeinsame) Kraft zu besinnen, fördert Inklusion, betont aber auch eine Weltabgewandtheit.

Fragt man Mannheimer/-innen nach den typischen Orten in Mannheim, dann erhält man Antworten wie: „Ganz Mannheim ist Mannheim.“ Die meisten Befragten haben große Probleme, konkret attraktive Orte in der Stadt zu benennen, die zudem die Funktion erfüllen, das Besondere von Mannheim zum Ausdruck zu bringen. „Es gibt keine typischen Orte und Gebäude“, klagt ein Bürger. Dem stimmen nicht alle zu.

Man einigt sich in der Fokusgruppe: „Das einzige Gebäude, mit dem sich alle Mannheimer identifizieren, ist der Wasserturm.“

Mannheim fand lange Zeit baulich keinen Ausdruck einer Erfahrungsgemeinschaft, sondern Minimierung der Kosten zur Maximierung des Nutzens wurde als Handlungsprämisse in der Baupraxis erlebt. Die Stadt wurde als wenig attraktiv wahrgenommen und die Sorge, dass dieser Prozess sich noch verschlimmern könnte, bewegte bereits die Schüler und Schülerinnen in ihren Aufsätzen.

Die Sorge von Gymnasiastinnen und Gymnasiasten in unserer Studie in Mannheim ist, dass immer mehr als hässlich wahrgenommene Häuser gebaut werden, dass der Verkehr zu sehr dominieren werde und dass möglicherweise sogar Grünanlagen überbaut werden könnten.

Was würden Marburger Schüler und Schülerinnen schreiben? Wenn Marburg als schöne Stadt wahrgenommen wird, hätten sie andere Probleme als in Mannheim. Würden sie über Sicherheit sprechen? Liest man die Marburg-Umfrage 2017, so erstaunt wenig, dass bezahlbarer Wohnraum als besonderes Manko erlebt wird. Dass aber relativ wenig Zustimmung zu dem Punkt „Marburg ist ein sicherer Ort“ existiert (knapp über 50%) ist ein erstaunliches Ergebnis, wo doch die Straftaten abnehmend sind und es nach polizeilicher Kriminalstatistik einen Mord in 2017 gegeben hat (Polizeiliche Kriminalstatistik 2017).

Was ist das gemeinsame Narrativ in der Stadt? Was ist das Marburger Pendant zu dem Mannheimer Satz: „Wir schaffen es aus eigener Kraft“ (eine im Übrigen recht männlich konnotierte Idee von Kraft und einsamem Heldentum).

Gäbe es das Motto „Mannheim erfinden“, so hieße das, sich nach außen zu öffnen, sich Abhängigkeit von anderen Städten einzugestehen und auch nicht mehr in gewohnter Routine Funktionalität über Schönheit zu stellen. Was heißt Marburg erfinden?

Vielleicht liegt die Wahrheit zwischen Harry Rowohlt und Boris Pasternak²:

„Wenn ich was übersetzt habe, von dem ich nicht weiß, ob man es öffentlich vorlesen kann, versuche ich es zuerst in Marburg, weil das Marburger Publikum provinziell, aber akademisch ist.“ - Harry Rowohlt (1945 - 2015).

„Die in Jahrhunderten bewährte und befestigte Schönheit des Städtchens, das von der Heiligen Elisabeth (Anfang des 13. Jahrhunderts) geschützt wird, hat eine gewis-

² Siehe zu den folgenden Zitaten: <https://www.op-marburg.de/UNIversum/Zehn-Dinge-.-./Eine-Stadt-ist-eine-Uni-ist-eine-Stadt>

se dunkle und mächtige Neigung zur Orgel, zur Gotik, zu etwas jäh Abgebrochenem und nicht Vollendetem, was hier vergraben liegt." - Boris Pasternak (1890 - 1960)

Zwischen Schönheit und Unvollendetem, zwischen Provinz und Akademie würde ich die Eigenlogik Marburgs suchen. Wer Marburg beschreibt, beschreibt es in Ambivalenz. Marburg macht sich zur großen Performance des Jubiläums auf den Weg, um über seine Eigenlogik und seine Zukunft zu sprechen. Sicher ist, dass es einen Kern an Routinen und Weltsichten gibt, die den Charakter von Marburg ausmachen und die – trotz Fluktuation – von einer Studierendengeneration zur anderen weitergeben werden. Studierende passen sich an die Regeln eines Ortes an. Das zeigt sich zum Beispiel an der häufig von Studierenden mit vorbereiteten Schwulen- und Lesbenparade „Christopher-Street-Day“ (CSD). Er wurde viele Jahre lang in Berlin geteilt veranstaltet, wie es für die Stadt typisch ist (am Berliner Kurfürstendamm dominierte Spaß und Konsum, im Berliner Kreuzberg politische Kundgebung), in Frankfurt am Main setzt die Trauer um AIDS-Tote deutliche Akzente und in Köln herrscht ein zweites Mal Karneval.

Sicher kann man auch sagen, dass Marburgs Eigenlogik Wirkung auf Selbstkonzepte entfaltet, aber selbstverständlich sind Menschen in einer Stadt nicht gleich. Die Melancholie Lissabons, das ausgeprägte Harmoniestreben und die Entschleunigung in Darmstadt, der nach innen gerichtete Fokus Mannheims (wir – aus eigener Kraft) ... die Bewohner/-innen müssen sich mit diesen Strukturen auseinandersetzen. So reagieren z.B. manche auf Entschleunigung genervt und andere beruhigt, alle aber müssen sich mit entschleunigten Strukturen in einer Stadt konfrontieren.

In dieser Bezugnahme auf gemeinsame Erfahrungen und Wissensbestände (z.B. in Marburg) liegt aber auch das integrative Zukunftspotential (für verschiedene Altersgruppen, Zugewanderte und Einheimische, für Frauen und Männer und dritte Geschlechter). In dem Wissen um Routinen und Weltsichten offenbart sich auch wirtschaftliches Zukunftspotential.

Über die wichtigsten Erfolgsfaktoren für Stadtentwicklung besteht kein Zweifel: Investitionen in Infrastruktur und Bildung, Förderung kleinerer Firmen, ein guter Strategieplan, sinnvolle politische Steuerung, eine unterstützende soziale Umgebung und ähnliches. Die Wirtschaftswissenschaftler/-innen stellen sich die Frage, „wie kocht man daraus ein Menü, das schmackhaft und zufrieden stellend ist“ (Begg 1999, S. 806).

Mein Vorschlag für „Marburg erfinden“ ist zu fragen, wie kochen Sie das spezifische Marburger Menü? Und: Wollen Sie weiter so kochen? Ich wünsche Ihnen viel Spaß dabei, Marburg zu erkunden. Sie wissen: Routine ist nicht mehr als die permanente Stillstellung von Transformationsmöglichkeiten (Oevermann 1999, S. 84). Die Routinen, die sich in Städten einschleichen und zu dogmatischen Gewissheiten werden, verdecken die Veränderungsoptionen. In ihnen stecken gleichzeitig die Chancen, um Blockaden zu lockern.

Gesellschaft existiert nicht jenseits der Städte, sondern gewinnt ihr Erscheinungsbild in den Städten und zwar auf verschiedene Art und Weise.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!

*(Prof. Dr. Martina Löw, * 1965 in Würzburg, hat u.a. in Marburg studiert; Professorin für Stadt- und Raumsoziologie zunächst in Darmstadt und seit 2013 an der TU Berlin)*

Literaturhinweise

Barbehön, Marlon (2014): Leitvorstellungen politischer Handlungsträgerschaft. In: Frank, Sy. u.a. (Hg.) (2014): Städte unterscheiden lernen. Zur Analyse interurbaner Kontraste. Frankfurt/New York: Campus Verlag, S. 207-246

Begg, Iain (1999): Cities and Competitiveness, in: Urban Studies 36, S. 795-809.

Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hg.) (2005): Die Wirklichkeit der Städte. Sonderband 16 der Zeitschrift Soziale Welt. Baden-Baden: Nomos Verlag.

Berking, Helmuth; Löw, Martina (Hg.) (2008): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt/New York: Campus.

Frank, Sybille; Gehring, Petra; Griem, Julika; Haus, Michael (Hg.) (2014): Städte unterscheiden lernen. Zur Analyse interurbaner Kontraste. Frankfurt /New York: Campus-Verlag.

Griem, Julika; Gehring, Petra (2014): Namen nennen. In: Frank, Sy. u.a. (Hg.) (2014): Städte unterscheiden lernen. Zur Analyse interurbaner Kontraste. Frankfurt/New York: Campus Verlag, S. 314-336

Großmann, Andreas (2014); Wendungen der Dringlichkeit. Frank, Sy. u.a. (Hg.), Städte unterscheiden lernen. Zur Analyse interurbaner Kontraste. Frankfurt /New York: Campus-Verlag, S. 43-68.

Löw, Martina (2008): Soziologie der Städte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Löw, Martina/Noller, Peter/Süß, Sabine (Hg.) (2010): Typisch Darmstadt? Eine Stadt beschreibt sich selbst. Frankfurt/New York: Campus-Verlag.
- Löw, Martina/Terizakis, Georgios (Hg.) (2011): Städte und ihre Eigenlogik. Ein Handbuch für Stadtplanung und Stadtentwicklung. Frankfurt am Main/New York. Campus.
- Mann, Thomas (1960, orig. 1926): Lübeck als geistige Lebensform. Herausgegeben von Peter Walter, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.
- Marburg Umfrage 2017. Ergebnisse der Befragung der Einwohner und Einwohnerinnen der Universitätsstadt Marburg zu Lebensqualität und städtischen Aufgaben. Durchgeführt von der studentischen Unternehmensberatung Phlink e.V. im Auftrag des Magistrats der Universitätsstadt Marburg.
- Oevermann, Ulrich (1999): Strukturelle Soziologie und Rekonstruktionsmethodologie, in: Glatzer, W. (Hg.): Ansichten der Gesellschaft. Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft. Opladen: Leske + Budrich, S. 72-84.
- Polizeiliche Kriminalstatistik 2017 (PKS) für die Polizeidirektion des Landkreises Marburg-Biedenkopf
- Rodenbach, Georges (2004, orig. 1904): Das tote Brügge. Stuttgart: Reclam.
- Stadtforschungsschwerpunkt der Technischen Universität Darmstadt (Hg.) (2012): Die Seele Mannheims. Eine Studie zur Eigenlogik der Stadt. Ostfildern: Thorbecke.